

JEFFERY  
DEAVER

ROMAN

DAS  
TEUFELS  
SPIEL

blanvalet

Personalknappheit hatte auch Rhyme so viel zu tun wie schon seit Monaten nicht mehr. Er und Sachs untersuchten derzeit zwei Betrugsfälle, einen bewaffneten Raubüberfall und einen seit drei Jahren ungelösten Mord.

»Ja, wir sind ziemlich beschäftigt«, fasste Rhyme zusammen.

»Das geht nicht nur dir so«, sagte Sellitto. »Wie heißt es doch so schön? Ein Unglück kommt selten allein.«

»Danke, sehr mitfühlend.« Rhyme neigte den Kopf. »Ich wäre gern behilflich. Ehrlich. Aber wir müssen uns bereits um all die anderen Fälle kümmern. Und außerdem habe ich jetzt einen Termin. Im Krankenhaus.«

»Komm schon, Linc«, sagte Sellitto. »Bei keinem deiner Fälle ist ein Kind betroffen. Dieser Mistkerl hat es auf Teenager abgesehen. Lass ihn uns aus dem Verkehr ziehen. Wer weiß, wie viele Mädchen wir dadurch retten können! Du kennst die Stadt – es spielt keine Rolle, was sonst noch los ist. Sobald irgendein Ungeheuer auf Kinder losgeht, werden die hohen Tiere dir freie Hand lassen, um ihn zu schnappen.«

»Aber das wären insgesamt *fünf* Fälle«, sagte Rhyme mürrisch. Er ließ die Stille einen Moment lang wirken. »Wie alt ist sie?«, fragte er dann zögernd.

»Sechzehn, um Himmels willen. Komm schon, Linc.«

Ein Seufzen. »Na, also gut«, sagte er schließlich. »Ich mach's.«

»Ernsthaft?«, fragte Sellitto überrascht.

»Warum hält mich bloß jeder für herzlos?«, klagte Rhyme und verdrehte die Augen. »Alle halten mich für einen Spielverderber, sogar du, Lon. Ich habe lediglich darauf hingewiesen, dass wir Prioritäten setzen müssen. Aber ich schätze, du hast Recht. Das hier ist wichtiger.«

»Hat dein plötzlicher Anfall von Hilfsbereitschaft womöglich etwas mit der Tatsache zu tun, dass du jetzt deinen Krankenhausbesuch verschieben kannst?«, fragte der Betreuer.

»Natürlich nicht. Ich habe gar nicht mehr daran gedacht. Aber da du es gerade erwähnst, sollten wir den Termin lieber absagen. Gute Idee, Thom.«

»Das ist *nicht meine* Idee – du hast das so eingefädelt.«

Stimmt, dachte er. »Ich?«, rief er entrüstet. »Das klingt ja so, als hätte *ich* in Midtown Leute überfallen.«

»Du weißt, was ich meine«, sagte Thom. »Du könntest den Test durchführen lassen und wieder hier sein, bevor Amelia mit dem Tatort fertig ist.«

»Wir könnten im Krankenhaus aufgehalten werden. Was heißt ›können‹? Es gibt dort immer irgendwelche Verzögerungen.«

»Ich rufe Dr. Sherman an und verschiebe den Termin«, sagte Sachs.

»Ja, sag ab. Aber leg noch keinen neuen Termin fest. Wir wissen nicht, wie lange das hier dauern wird. Der Täter hat vielleicht noch mehr auf dem Kerbholz.«

»Ich vereinbare einen neuen Termin«, widersprach sie.

»Lass mindestens zwei oder drei Wochen Luft.«

»Ich richte mich nach Dr. Sherman«, sagte Sachs entschlossen.

Doch Lincoln Rhyme konnte genauso stur wie seine Lebensgefährtin sein. »Wir reden

später darüber. Also, da draußen ist ein Vergewaltiger unterwegs. Was er wohl als Nächstes vorhat? Wahrscheinlich sucht er sich ein neues Opfer. Thom, ruf Mel Cooper an und hol ihn her. Auf geht's. Jede Minute Aufschub ist ein Geschenk an den Täter. Wie gefällt dir der Spruch, Lon? Die Geburt einer neuen Plattitüde – und du warst dabei.«

## ... Drei

Instinkt.

Streifenpolizisten entwickelten einen sechsten Sinn dafür, verdeckt getragene Schusswaffen zu erkennen. Die alten Hasen der Truppe sagten, sie könnten es schlicht an der Körperhaltung der betreffenden Person ablesen. Dabei spielte weniger das tatsächliche Gewicht der Pistole eine Rolle als vielmehr die gewichtigen Konsequenzen, die das Tragen einer Waffe mit sich brachte. Sie verlieh dem Besitzer Macht.

Und es bestand die Gefahr, erwischt zu werden. Wer in New York unerlaubt eine Schusswaffe bei sich trug, musste mit einer Haftstrafe rechnen. Eine verdeckte Kanone bedeutete Knast. So einfach war das.

Nein, Amelia Sachs konnte nicht genau sagen, woran es lag, aber sie wusste, dass der Mann, der gegenüber dem Museum für afroamerikanische Kultur und Geschichte an einer Hauswand lehnte, bewaffnet war. Er stand mit verschränkten Armen da, rauchte eine Zigarette und musterte das gelbe Absperrband der Polizei, die blinkenden Signallichter, die Beamten.

Als Sachs sich dem Tatort näherte, kam ein blonder Streifenpolizist auf sie zu – so jung, dass es sich um einen Neuling handeln musste. »Hallo«, sagte er. »Ich war als Erster vor Ort. Ich ...«

Sachs lächelte. »Sehen Sie nicht mich an«, flüsterte sie. »Schauen Sie zu dem Müllhaufen ein Stück die Straße hinauf.«

Der Mann sah sie verständnislos an. »Wie bitte?«

»Den Müllhaufen«, wiederholte sie mit schroffem Flüstern. »Nicht mich.«

»Verzeihung, Detective«, sagte der junge Mann mit dem kurzen Haarschnitt. Auf dem Namensschild an seiner Brust stand *R. Pulaski*. Es hatte noch keine einzige Delle oder Schramme davongetragen.

Sachs wies auf den Abfall. »Zucken Sie die Achseln.«

Er zuckte die Achseln.

»Kommen Sie mit. Behalten Sie weiter den Müll im Auge.«

»Gibt es ...?«

»Lächeln.«

»Ich ...«

»Wie viele Cops braucht man, um eine Glühbirne zu wechseln?«, fragte Sachs.

»Keine Ahnung«, sagte er. »Wie viele?«

»Ich weiß es auch nicht. Das ist kein Witz. Aber lachen Sie jetzt, als hätte ich Ihnen eine tolle Pointe geliefert.«

Er lachte. Ein wenig nervös. Aber es war ein Lachen.

»Nicht aus den Augen lassen.«

»Den Abfall?«

Sachs knöpfte ihr Jackett auf. »Jetzt lachen wir nicht mehr. Wir interessieren uns für den Müll.«

»Wieso ...?«

»Weiter.«

»Okay. Ich lache nicht. Ich betrachte den Müllhaufen.«

»Gut.«

Der Bewaffnete lehnte immer noch an der Hauswand. Er war Mitte vierzig, von kräftiger Statur, mit militärisch kurzer Frisur. Amelia bemerkte nun die Ausbuchtung an seiner Hüfte. Es musste sich um eine lange Waffe handeln, vermutlich um einen Revolver, denn man konnte die Trommel erahnen. »Folgendes«, sagte Sachs leise zu ihrem Kollegen. »Auf zwei Uhr steht ein Mann. Er ist bewaffnet.«

Der Neuling – mit dem Igelschopf eines kleinen Jungen, leuchtend beige wie Karamell – ließ sich zum Glück nichts anmerken. »Ist das etwa der Täter? Glauben Sie, es ist der Vergewaltiger?«

»Keine Ahnung. Ist auch egal. Vorerst stört mich nur, dass er bewaffnet ist.«

»Was machen wir jetzt?«

»Wir gehen weiter, an ihm vorbei. Dann schauen wir uns den Müllhaufen an, finden nichts von Bedeutung und machen kehrt. Sie werden langsamer und fragen mich, ob ich einen Kaffee möchte. Ich sage ja. Sie gehen herum auf seine rechte Seite. Er wird mich im Auge behalten.«

»Warum Sie?«

Wie erfrischend naiv. »Er wird, glauben Sie mir. Sie nähern sich ihm vorsichtig von hinten. Dann geben Sie einen Laut von sich, räuspern sich oder so. Er wird sich umdrehen. Dann komme ich von der anderen Seite.«

»Okay, verstanden... Soll ich, Sie wissen schon, meine Waffe ziehen?«

»Nein. Lassen Sie ihn einfach merken, dass Sie dort hinter ihm stehen.«

»Und falls er seine Waffe zieht?«

»Dann ziehen Sie ebenfalls.«

»Und falls er schießt?«

»Ich glaube nicht, dass er das wird.«

»Aber falls doch?«

»Dann schießen Sie auf ihn. Wie heißen Sie mit Vornamen?«

»Ronald. Ron.«

»Wann haben Sie bei uns angefangen?«

»Vor drei Wochen.«

»Sie werden das prima machen. Los jetzt.«

Sie gingen zu dem Müllhaufen und untersuchten ihn flüchtig, fanden dort nichts von Interesse und drehten um. Dann blieb Pulaski plötzlich stehen. »He, Detective, wie wär's

mit einem Kaffee?«

Er übertrieb es ein wenig und hätte wahrscheinlich keinen Schauspielpreis dafür bekommen, aber alles in allem war es eine glaubwürdige Vorstellung. »Ja, gern.«

Er machte zwei Schritte und hielt inne. »Wie trinken Sie Ihren Kaffee?«, rief er.

»Äh, mit Zucker«, sagte sie.

»Wie viele Stücke?«

Herrje ... »Eines«, sagte sie.

»Okay. Wollen Sie auch was zu essen?«

Danke, es reicht, sagte ihr Blick. »Nein, nur Kaffee.« Sie wandte sich wieder dem Tatort zu und spürte, wie der Mann mit der Waffe ihr langes rotes Haar begutachtete, das sie zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden hatte. Sein Blick fiel auf ihre Brüste, dann auf ihren Hintern.

*Warum Sie?*

*Er wird, glauben Sie mir.*

Sachs ging weiter auf das Museum zu. Sie sah zu einem Schaufenster auf der anderen Straßenseite und orientierte sich anhand des Spiegelbildes. Als die Augen des Rauchers sich wieder auf Pulaski richteten, drehte Amelia sich um und ging auf ihn zu. Sie hatte ihre Jacke zurückgeschlagen wie ein Revolverheld seinen Staubmantel, um die Glock notfalls schnell ziehen zu können.

»Sir«, sagte sie mit fester Stimme. »Bitte lassen Sie Ihre Hände da, wo ich sie sehen kann.«

»Tun Sie, was die Lady sagt.« Pulaski stand auf der anderen Seite des Fremden und hielt die Hand in der Nähe seiner Waffe.

Der Mann sah Sachs an. »Nicht schlecht, Detective.«

»Halten Sie einfach nur die Hände still. Tragen Sie eine Waffe?«

»Ja«, entgegnete der Mann, »und zwar ein deutlich größeres Kaliber als damals im Dreifünf.«

Mit den Ziffern war ein Revier gemeint. Der Mann war ein ehemaliger Cop.

Vermutlich.

»Sie arbeiten für einen Sicherheitsdienst?«

»Genau.«

»Zeigen Sie mir Ihren Ausweis. Mit der linken Hand, wenn's geht. Die Rechte bleibt, wo sie ist.«

Er holte seine Brieftasche heraus und reichte sie Sachs. Sein Waffenschein und der Dienstausweis waren in Ordnung. Amelia ließ den Mann trotzdem per Funk überprüfen. Gegen ihn lag nichts vor. »Danke.« Sachs' Anspannung ließ nach. Sie gab dem Mann die Papiere zurück.

»Kein Problem, Detective. Hier ist ja ganz schön was los.« Er nickte in Richtung der Einsatzwagen, die vor dem Museum die Straße blockierten.

»Wir werden sehen«, erwiderte sie zurückhaltend.

Der Wachmann steckte die Brieftasche ein. »Ich bin zwölf Jahre im Streifendienst